

„Harte Arbeit, große Freude“

Eine PRO SCIENTIA

Festschrift für Reinhart Kögerler

Zur Gestaltung der Festschrift

Das Layout der vorliegenden Festschrift folgt den Formatvorgaben eines „Readers“, wie er alljährlich mit Texten der PRO SCIENTIA Stipendiat:innen zum jeweiligen Jahresthema erscheint.

Das von Leonie Licht gestaltete Cover recurriert auf Reinhart Kögerlers Vorliebe für „Schnitten“.

Impressum

August 2025, Wien

Studienstiftung PRO SCIENTIA

Otto Mauer Zentrum, Währinger Str. 2-4/22, 1090 Wien, e-mail: studienstiftung@proscientia.at

Die Verantwortung für den Inhalt der Beiträge liegt bei der Verfasserin/dem Verfasser.

Redaktion und Satz: Lisa Simmel

Cover: Leonie Licht

Druck: Facultas, Stolberggasse 26, 1050 Wien

Bildrechte

Seite 73: Sonntags-Rundschau Nr. 50a, 16. Dezember 2007, S. 31, 2017 © Esther Strauß 2024 (In Auftrag gegeben von TAXISPALAIS Kunsthalle Tirol für Esther Strauß KINDESKINDER. Ausstellungsansicht, TAXISPALAIS Kunsthalle Tirol, 2024. Foto: Günter Kresser)

Seite 75: dreams (yet to dream), 2015 © Esther Strauß

Seite 77: 2012, 2012 © Esther Strauß (Foto: Robert Fleischanderl)

Inhalt

Lisa Simmel

Vorwort

Iris Christine Aue, Graz

Portrait Reinhart Kögerler

Seite 8

Michael Drmota, Wien

Die Rolle von Vermutungen für den Fortschritt der Mathematik

Seite 11

Gabriel Felbermayr, Wien

Ist die Ökonomik eine Art Sozialphysik?

Seite 15

Franz Fischler

Die EU und das Christentum — Braucht Demokratie Religion?

Seite 19

Meinrad Handstanger, Wien/Graz

Triadische Balance —

Anwendungsorientierte Grundlagen in den Rechtswissenschaften

Seite 27

Michael Hofer, Linz

Was ich mit Reinhart Kögerler immer schon besprechen wollte:

Stellenwert und Gestalt der Aufklärung

Seite 33

Christian Mitterer, Leoben

Materialentwicklung im Wandel

Vom Probieren zur wissensbasierten Oberflächenfunktionalisierung auf atomarer Ebene

Seite 39

Stefan Michael Newerkla, Wien

Die erstmals veröffentlichte *Resignatio humillima* des Atanáš Jan Blažej Spurný (1744–1816)

Seite 45

Florian Pausinger, Lissabon

Über das Zählen

Seite 51

Markus Schlagnitweit, Wien

Freundschaft: Kornblume im Ährenfeld

Seite 59

Heinrich Schmidinger, Salzburg

Reflexionen über Hoffnung

Seite 63

Karl W. Steininger, Graz

Regeneratives Wirtschaften

Seite 67

Esther Strauß, Innsbruck/Linz/Wien accepting rides with strangers	Seite 72
Sibylle Trawöger, Aachen Glauben und Wissen im Dialog zwischen Naturwissenschaft und Theologie	Seite 79
Christina M. Tonauer, Innsbruck Über die Wasserstruktur — Dem Leben auf der Spur	Seite 85
Klaus Viertbauer, Weingarten Neuroenhancement: Curse or Blessing?	Seite 91
Dorothea Weber, Salzburg Annäherungen an Lukrez	Seite 97

Heinrich Schmidinger, Salzburg

Reflexionen über Hoffnung

Was es mit dem Hoffen auf sich hat, versteht man, wenn man sich vergegenwärtigt, dass „die Hoffnung“ in der Philosophie lange Zeit hindurch über kein gutes Standing verfügte. Außer in den spezifisch jüdisch, christlich oder muslimisch inspirierten Philosophien stand sie sogar in Verruf. Wenige anderslautende Stellen in den platonischen Dialogen oder in der aristotelischen Rhetorik bestätigen nur die Regel. Warum das so war, liest man am besten in der *Ethica ordine geometrico demonstrata* von Baruch de Spinoza aus dem Jahre 1677. Hier fällt die Hoffnung unter das Kapitel der „Affekte“, sprich jener Einwirkungen auf die menschliche Seele, denen diese ausgesetzt ist, und die in ihr Empfindungen der Lust oder der Unlust erzeugen. Unter den Affekten wiederum figuriert sie als Pendant zur Furcht. Wie diese richtet sie sich auf etwas Künftiges, das sich in der Schwebelage befindet bzw. dessen Ausgang in Zweifel steht. Hoffnung wie Furcht beheben den Zweifel durch „Phantasiegebilde“ (*similibus rerum imaginibus*). Dabei „entspringt aus Hoffnung [...] Zuversicht (*securitas*) und aus Furcht Verzweiflung (*desperatio*)“ bzw. geht mit Hoffnung „Lust“ (*laetitia*) und mit Furcht „Unlust“ (*tristitia*) einher. Für beides gilt der Grundsatz: „Die Affekte der Hoffnung und Furcht können an sich nicht gut sein (*non possunt esse per se boni*)“. Weshalb? „[...] diese Affekte zeigen einen Mangel an Erkenntnis (*cognitionis defectus*) und ein Unvermögen des Geistes (*mentis impotentia*) an; und aus dieser Ursache sind auch Zuversicht, Verzweiflung, Freude und Gewissensbiss Zeichen der unvermögenden Seele (*animi impotentis sunt signa*). [...] Je mehr wir daher streben, nach der Leitung der Vernunft (*ex ductu rationis vivere*) zu leben, umso mehr streben wir, weniger von der Hoffnung abzuhängen (*spe minus pendere*), uns von der Furcht zu befreien (*metu nosmet liberare*), das Schicksal, so wir können, zu beherrschen und unsere Handlungen nach dem sicheren Ratschluss der Vernunft einzurichten (*certo rationis consilio*

dirigere).“ (Zitate in Spinoza 1980, Bd. II, S. 288 f., 358-361, 452 f.). Was die Hoffnung zweifelhaft macht, ist somit Zweierlei: Zum einen verhält sich der hoffende Mensch zur Wirklichkeit passiv; Hoffnung überkommt ihn genauso wie die Furcht; das, was auf ihn einwirkt, sind unkontrollierbare Vorstellungen, Wünsche, Sehnsüchte, Empfindungen, Meinungen. Zum anderen mangelt es der Hoffnung an Vernunft; sie entspringt keiner Rationalität; sie liefert den Menschen der Unfreiheit aus.

Von diesem Begriff und dieser Einschätzung von Hoffnung sind wir inzwischen weit entfernt. In mehrfacher Hinsicht gilt für uns das Gegenteil dessen, was der Rationalismus meinte, wie ihn unter anderen Spinoza klassisch vertrat. Hoffnung ist zunächst das Gegenteil von Passivität. Sie vollzieht sich als bewusstes Setzen auf etwas Positives, Kontrafaktisches, Garantierendes oder Verheißenes, ist also eine Aktivität. Zu dieser Einsicht gelangte bereits der Rationalismus selbst – in der praktischen Philosophie von Immanuel Kant. Davon ausgehend, dass die Frage „Was darf ich hoffen?“ zum umfassenden „Interesse meiner Vernunft“ gehört (KrV B 832 f. / A 804 f.), entwickelt Kant seine Lehre von den „Postulaten der reinen praktischen Vernunft“ (KpV A 220-241). Schon das Wort „postulieren“ spricht das Setzen, welches das Hoffen ausmacht, an, wobei genau besehen die Hoffnung sich im Postulieren die Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit verschafft. Das wichtigste Postulat Kants in Bezug auf die Hoffnung ist das Setzen auf Gott als Garant der letztlichen Übereinstimmung von moralischem Gesetz einerseits und den Gesetzen der Natur andererseits, was zugleich die Garantierung „eines Reichs Gottes, in welchem Natur und Sitten in eine [...] Harmonie [...] kommen“ (KpV A 232), sowie die Erlangung von „Glückseligkeit“ bedeutet („alles Hoffen geht auf Glückseligkeit“ [KrV B 833 / A 805]). Zu fragen bleibt: Was geschieht durch die-

ses Setzen auf ..., welches die Hoffnung ist? Es eröffnet sich ein Raum positiver Möglichkeiten, ein Horizont des Unbegrenzten, eine Zukunft der Freiheit. Darauf gerichtet schafft Hoffnung eine spezifische Motivation des Handelns sowie eine besondere Bereitschaft zum Handeln. Václav Havel nennt sie in seinen *Briefen [aus dem Gefängnis] an Olga* „eine Orientierung des Geistes, eine Orientierung des Herzens“ (Zitat aus Blom 2024, S. 144 f.). Orientierung wiederum hat nichts zu tun mit Berechnung, „Prognose“ oder der „Bereitschaft in Projekte zu investieren, die offensichtlich bald erfolgreich sein werden“, nicht einmal mit „der Freude darüber, dass die Dinge gut laufen“, sondern bezeichnet „eine Dimension der Seele“, eine innere Haltung, aus der heraus Hoffnung zur Tugend wird. (Ebd.)

Was Orientierung bietet bzw. eine spezifische Bereitschaft zum Handeln bewirkt, kann nichts Irrationales sein, schon gar nicht ein Affekt als – nach Kant – „diejenige Bewegung des Gemüts, welche es unvernünftig macht, sich *nach freier* Überlegung *durch* Grundsätze zu bestimmen“ (KU A 119 f. / B 120 f.). Mag sein, dass diesbezüglich nicht jene Art von Vernunft greift, welche die Rationalisten als die alleinige Form derselben gelten ließen, sehr wohl aber Vernunft in einem weiteren, der jeweils konkreten Wirklichkeit und den ebenso konkreten Handlungsoptionen zugewandten Sinn. Dazu gehört eine nüchterne Einschätzung der Situation, ein Realismus, der dem ‚es ist, was es ist‘ in die Augen schaut. Hoffnung verweigert sich der Romantik und der Träumerei. Sie weiß, wovon sie ausgeht. Ihr Wissen freilich speist sich – nach Robert Musil – aus einem „Wirklichkeits-“ und einem „Möglichkeitssinn“, welchen letzteren Musil als „die Fähigkeit definier[t], alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist“ (Musil 2016, Bd. I, S. 20). Das versetzt sie in die Lage, nicht nur das zu sehen und sich davon einnehmen zu lassen, was im Augenblick in den Bann schlägt, sondern ebenso das – unter Umständen – scheinbar Unspektakuläre, deshalb aber nicht weniger Bedeutsame. Wenn beispielsweise das Ernüchternde, Deprimierende, Hoffnungslose überwältigt, sieht sie immer noch das Andere und

Gleichzeitige, das Hoffnung weckt, Zuversicht nährt und an Alternativen glauben lässt. „Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten“ heißt es bei Ingeborg Bachmann (Bachmann 1978, S. 276). Nichts zeigt die Rationalität der Hoffnung jedoch so sehr wie ihr Bestehen angesichts des Hoffnungslosen. Hoffen, obwohl es keinen Grund zur Hoffnung gibt, geschieht nicht aus Lust oder Unlust, sondern aus freiem Entschluss, bewusst, aus Vernunft in einem weiteren Sinne. *Credo quia absurdum*. Kaum jemand hat dies so deutlich gesagt wie Ingeborg Bachmann, die nicht nur in ihren *Frankfurter Vorlesungen* – vor allem in der fünften unter dem Titel „Literatur als Utopie“ –, sondern auch in mehreren Interviews bekennt: „Man hat mich schon manchmal gefragt, warum ich einen Gedanken habe oder eine Vorstellung von einem utopischen Land, einer utopischen Welt, in der alles gut sein wird, in der wir alle gut sein werden. Darauf zu antworten, wenn man dauernd konfrontiert wird mit der Abscheulichkeit dieses Alltags, kann es ein Paradox sein, denn was wir haben, ist nichts. Reich ist man, was man etwas hat, das mehr ist als materielle Dinge. Und ich glaube nicht an diesen Materialismus, an die sie Konsumgesellschaft, an diesen Kapitalismus, an diese Ungeheuerlichkeit, die hier stattfindet, an diese Bereicherung der Leute, die kein Recht haben, sich an uns zu bereichern. Ich glaube wirklich an etwas, und das nenne ich ‚ein Tag wird kommen‘. Und eines Tages wird es kommen. Ja, wahrscheinlich wird es nicht kommen, denn man hat es uns ja immer zerstört, seit so viel tausend Jahren hat man es immer zerstört. Es wird nicht kommen, und trotzdem glaube ich daran.“ „Dennoch ist selbst in der Kapitulation noch Hoffnung, und diese Hoffnung des Menschen hört nicht auf, wird nie aufhören.“ (Zitate aus Bachmann 1983, S. 128, 144 f.) Dass Hoffen die Entschlossenheit zu diesem Paradox implizieren kann, der Hoffnungslosigkeit durch eine „größere Hoffnung“ die Stirn zu bieten, ist die Aussage des Romans *Die größere Hoffnung* von Ilse Aichinger, erschienen 1948. Bezeichnenderweise sind es Kinder, die diese Hoffnung auf sich nehmen. Sie tun es, indem sie den „Stern“ tragen, dem sie zugleich nachgehen, weil er ein „wunderbarer

Stern“ ist, „der Stern der Weisen“ aus dem Morgenland und somit der „Morgenstern“, der am Ende den „Abendstern“ überstrahlt, welcher „wie ein hohes Schrapnell [...] gegen jede Erwartung am Himmel stehen blieb“, der Stern, der die „Freiheit“ und „alles“ enthält, was selbst das Sterben überbietet. Der getragene Stern ist gleichzeitig der Judenstern, „der den Tod bedeutet“, der „wie glühendes Metall durch Kleid und Mantel bis auf die Haut“ brennt und der der geheimen Polizei, „die ihren Stern verloren hat [...]“ wieder Angst vor dem König der Juden“ einjagt und sie dem „fremden Stern“ zutreibt, der zum Morden anstiftet (Aichinger 1991, S. 100-123). Die *coincidentia oppositorum*, die „diesen Stern in der Mitte“ kennzeichnet, bestimmt konsequent den Schluss des Romans: „Noch einmal hörte Ellen das grelle erschrockene Schreien der fremden Soldaten, sie sah Georgs Gesicht über sich heller und durchsichtiger, als es jemals gewesen war. / >Georg, die Brücke steht nicht mehr!< / >Wir bauen sie neu!< / >Wie soll sie heißen?< / >Die größere Hoffnung, unsere Hoffnung!< / >Georg, Georg, ich sehe den Stern!< / Die brennenden Augen auf den zersplitterten Rest der Brücke gerichtet, sprang Ellen über eine aus dem Boden gerissene, emporklaffende Straßenbahnschiene und wurde, noch ehe die Schwerkraft sie wieder zur Erde zog, von einer explodierenden Granate in Stücke gerissen. / Über den umkämpften Brücken stand der Morgenstern.“ (Ebd. S. 269)

Noch bleibt zu sagen, wie sich das, worauf wir als Menschen hoffen, benennen lässt. Bei Ingeborg Bachmann heißt es „Utopie“, genauer hin die „Utopia der Sprache“, die zwar „noch nie regiert hat, die aber unsere Ahnung regiert und die wir nachahmen“, mit der wir „den Atem tauschen“ und in der wir, wenn sie im „Fragment [...], konkretisiert in einer Zeile oder einer Szene,“ Ausdruck findet, „uns aufatmend [...] als zur Sprache gekommen begreifen“. Durch sie werden die Werke der Dichtung zu „Stücken der realisierten Hoffnung“ und damit „ein Ruhm und eine Hoffnung der Menschen“. Selbst „auf den Zusammenbruch aller Beweise antwortet der Dichter mit einer Salve Zukunft“ (nach einem Satz von René Char; Char S. 268-271). Würde die Utopie in der Spra-

che Realität, bräche an, was Bachmann in ihrem Roman *Malina* (1971) prophetisch anstimmt: „Ein Tag wird kommen, an dem die Menschen rotgoldene Augen und siderische Stimmen haben, an dem ihre Hände begabt sein werden für die Liebe, und die Poesie ihres Geschlechts wird wiedererschaffen sein [...] und ihre Hände werden begabt sein für die Güte, sie werden nach den höchsten aller Güter mit ihren schuldlosen Händen greifen, denn es sollen nicht ewig, denn es sollen die Menschen nicht ewig, sie werden nicht ewig warten müssen ...“ (Bachmann 1978, S. 138). Und wenn sich auch „das Vollkommene, das Unmögliche, Unerreichbare, sei es der Liebe, der Freiheit oder jeder reinen Größe [...] noch einmal entfernt“ (IV, 276), „seien wir froh, dass sie [die reine Sprache] uns zuletzt entgeht, um unseretwillen, damit sie lebendig bleibt und sich unser Leben mit dem ihren verbindet [...]“ (III, 271). Bachmann selbst empfand einen Augenblick dieses Atemtauschs bei der Niederschrift ihres Gedichts *Böhmen liegt am Meer* 1964 im Winter in Prag. Sie sah ihn als reine Gnade an: „Für mich ist es [das Gedicht] ein Geschenk, und ich habe es nur weiterzugeben an alle anderen, die nicht aufgeben zu hoffen auf das Land ihrer Verheißung.“ „Es ist gerichtet an alle Menschen, weil es das Land ihrer Hoffnung ist, das sie nicht erreichen werden. [...]“ Es scheint ihr: „[...] ich glaube nicht einmal, dass ich es geschrieben habe, ich kann es manchmal nicht glauben“, sie würde gerne ihren „Namen wegnehmen und darunterschreiben >Dichter unbekannt<“, sofern es „geschrieben [ist] von jemand, der nicht existiert“. Neun Jahre später, kurz vor ihrem Tod, ergänzt sie: „Es ist [...] das letzte Gedicht, das ich geschrieben habe. Ich würde nie wieder eines schreiben, weil damit alles gesagt ist.“ (Zitate nachgewiesen in: Schmidinger 2018, S. 161-181, hier S. 171 f.)

Neben diesen Sätzen nehmen sich die bereits zitierten Formulierungen Kants abstrakt und mager aus. Trotzdem steckt in ihnen eine Aussage, die sich mit der Dichtung Ingeborg Bachmanns wohl verbinden ließe. Wie dargelegt, richtet sich die Hoffnung bei Kant auf Gott, sofern dieser garantiert, dass das moralische Gesetz mit den Gesetzen der Natur im Einklang steht bzw. in eine ge-

gegenseitige Ergänzung gelangt. Hier gilt es, darauf zu achten, dass Gott der Garant der Hoffnung ist, nicht das, was erhofft wird. Inhalt der Hoffnung ist das Reich Gottes, „in welchem Natur und Sitten in eine [...] Harmonie [...] kommen“. Was heißt dies anderes, als dass das Gute im Menschen eine Chance hat und sich durchsetzen wird? Das Auszeichnende des Menschen ist die Freiheit, die es nach Kant – übrigens ebenfalls als „Postulat der reinen praktischen Vernunft“ – gibt, weil er zum sittlich Guten kategorisch gefordert ist. Indem er dieser Verpflichtung nachkommt, realisiert er das Gute in der Welt. Ohne den Menschen, der das Gute tut, findet dieses nicht statt. Nun würde alles auf dem Spiel stehen, stünde der Möglichkeit des Guten die Wirklichkeit entgegen – die Wirklichkeit als Natur, als Gesellschaft, als persönliche Veranlagung, als der Lauf der Dinge und als vieles andere mehr. Das Streben nach dem Guten bzw. das Sich-verpflichtet-fühlen zum Guten büßte jeglichen Sinn ein, wenn nicht zu hoffen wäre, dass sich das Gute im Menschen aufs Ganze gesehen durchsetzt. Die Hoffnung ist für Kant auf den Menschen gerichtet, auf das, was durch ihn an Gutem geschehen kann. Nicht unweit davon meint Thomas Mann in seinem *Lob der Vergänglichkeit* von 1952: „In tiefster Seele hege ich die Vermutung, dass es bei jenem ›es werde‹, das aus dem Nichts den Kosmos hervorriefe, und bei der Zeugung des Lebens aus dem anorganischen Sein auf den Menschen abgesehen war und dass mit ihm ein großer Versuch angestellt ist, dessen Misslingen durch Menschenschuld dem Misslingen der Schöpfung selbst, ihrer Widerlegung gleichkäme. Möge es so sein oder nicht so sein – es wäre gut, wenn der Mensch sich benähme, als wäre es so.“ (Mann 1952, S. 499)

Dass auch bei Kant der biblische Begriff des „Reiches Gottes“ anklingt, liegt auf der Hand, fasst dieser doch alles zusammen, was in den beiden Testamenten an Verheißungen verkündet wird. Selbst hier geht es um den Menschen. Denn am Anfang steht nicht der Glaube des Menschen an Gott, sondern umgekehrt der Glaube Gottes an den Menschen. Indem Gott den Menschen erschafft nach seinem Ebenbild, als Mann und Frau, und ihm alles Geschaffene anvertraut, setzt er auf

ihn und macht das Vollbringen seiner Schöpfung von dessen Freiheit abhängig (Gen 1, 26 – 2, 3). Er glaubt an ihn. Anders würde er ihn in seiner Freiheit nicht respektieren. Aus demselben Grund wird Gott Mensch. Vor allem anderen besagt Inkarnation wiederum, dass Gott das Gelingen seines Werkes mit der Verwirklichung des Guten im Menschen verknüpft. Die Menschwerdung ist der ultimative Einsatz Gottes auf den Menschen. So wird Gott in seinem Glauben an den Menschen zum Grund aller menschlichen Hoffnung. Weil er an uns glaubt, dürfen wir hoffen auf das Gute in uns.

Literaturverzeichnis

- Aichinger 1948 = Ilse Aichinger: Die größere Hoffnung, TB-Ausgabe, Frankfurt 1991.
- Bachmann 1971 = Ingeborg Bachmann: Malina, In: Werke, Bd. III, München/Zürich 1978.
- Bachmann 1978 = Ingeborg Bachmann: Werke, Bd. IV, München/Zürich 1978.
- Bachmann 1983 = Ingeborg Bachmann: Wir müssen wahre Sätze finden – Gespräche und Interviews, München 1983.
- Blom 2024 = Philipp Blom: Hoffnung – über ein kluges Verhältnis zur Welt, München 2024.
- Char = René Char, in: Ingeborg Bachmann: Werke, Bd. IV, a. a. O.
- Spinoza 1980 = Spinoza: Opera – Werke, Darmstadt 1980.
- Kant (KrV) = Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, Riga 1781 (Auflage A), 1787 (Auflage B).
- Kant (KpV) = Immanuel Kant: Kritik der praktischen Vernunft, Riga 1788 (Auflage A).
- Kant (KU) = Immanuel Kant: Kritik der Urteilkraft, Berlin/Libau 1790 (Auflage A), 1793 (Aufl. B).
- Mann 1952 = Thomas Mann: GW, Bd. Über mich selbst, Hg. P. de Mendelssohn, Frankfurt 1983.
- Musil 2016 = Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, GA Bd. I, Salzburg/Wien 2016.
- Schmidinger 2018 = Heinrich Schmidinger, Grenzgänge, Innsbruck/Wien 2018.